

Ueber den Ursprung der Sprache.

Von Professor Dr. Const. Gutberlet in Fulda.

(Schluss.)

VII. Kritik der synergastischen Theorie.

Die synergastische Theorie ist von L. Noirée erfunden und von M. Müller enthusiastisch aufgenommen und ausgebildet worden. Dieselbe ist empiristisch im evolutionistischen Sinne; sie will Vernunft und Sprache, ja erstere durch letztere aus einem Zustande der Unvernunft ableiten, zugleich aber auch nativistisch, indem sie einen spontanen „Sprachschrei“ annimmt. Das Besondere derselben liegt darin, dass sie diesen Sprachschrei zuerst gemeinsame menschliche Thätigkeiten begleiten lässt, daher *clamor concomitans* und „synergastische“ Theorie.

Nach Noirée ist derselbe „zugleich mit der gemeinsamen Thätigkeit aufgetreten, lange Zeit mit derselben untrennbar verbunden, durch langdauernde Verbindung allmählich zum festen, verständlichen Symbol derselben geworden und hat sodann auch die Dinge der Aussenwelt bezeichnet, in dem Maasse als diese Thätigkeit dieselben berührte, und nun auch der Laut mit ihnen eine Verbindung einzugehen begann“.

„Von welchen Anschauungen aus drang die Sprachbezeichnung, d. i. also wie schon öfter bemerkt, das Gemeinverständniss zu den verschiedenen sich allmählich entwickelnden Begriffen und Dingen? Es können nur solche Anschauungen gewesen sein, die sich auf Anlass eigener menschlicher Thätigkeit stets wiederholten und dadurch zum fixen Gehalt, zum eisernen Bestand des sprachlichen Vorstellungsvermögens wurden.“

Darum meint er, seien beim Scharren, Kratzen, Wühlen die ersten Laute ausgestossen worden und „es steht in vollem wahrhaft überraschendem Zusammenklange mit unserer Theorie . . ., dass ein Scharren, Wühlen und Kratzen das letzte ist, was uns auf dem Wege

der Zurückleitung der Begriffe auf immer einfachere und ältere endlich noch übrig bleibt¹⁾)

M. Müller, der berühmte Veda-Gelehrte und Sanskritforscher, geht von der Behauptung aus, dass Denken ohne Sprache unmöglich sei. „Nehmen wir an, wir dächten hier alle an einen Hund, wie wir es nennen. Sobald wir uns nun die Frage zu beantworten suchen: Was denken wir? so können wir es nur dadurch thun, dass wir für uns oder zu anderen Hund sagen. Denselben Dienst würde uns auch *canis*, *chien*, *dog* leisten, ja wir brauchen nicht einmal eines dieser Worte auszusprechen, während wir uns an einen bestimmten Hund erinnern oder eine Schaar Hunde um uns bellen hören. Allein obgleich wir den Laut oder selbst die Erinnerung an ein Wort, nachdem wir es einmal gehört haben, unterdrücken oder es durch ein anderes Wort aus einer anderen Sprache ersetzen können, so können wir uns doch nicht bewusst werden, was wir denken, ohne dass wir das Wort in Reserve oder, wie die Italiener sagen, *in petto*, oder wie manche Wilde es ausdrücken, im Bauche haben²⁾.)

Dass unser Denken durchgängig vermittelt der Sprache sich vollzieht, ist eine bekannte Thatsache, die darin ihren Grund hat, dass uns durch die Sprache die meisten unserer Kenntnisse mitgetheilt werden, und wir darum auch unsere Begriffe durch Worte am besten fixiren und uns selbst zu klarerem Bewusstsein bringen können. Das ist aber selbstverständlich kein innerer nothwendiger Zusammenhang zwischen Denken und Sprechen, denn wir denken vielfach ohne alle Worte. Jedenfalls muss der Gedanke seiner Natur nach schon da sein, ehe man zu seinem Ausdrucke ein Wort anwendet: man sucht ja häufig nach dem richtigen Ausdrucke des Gedankens und findet ihn erst, nachdem man mehrere Worte als ungeeignet verworfen hat.

Neuestens ist durch den Fall Voit der exacte experimentelle Beweis geliefert worden, dass man ohne Worte denken kann. R. Sommer untersuchte jenen Patienten, der infolge einer Kopfverletzung das Gedächtniss so weit verloren hatte, dass er nur schreibend die Worte für die gesehenen Gegenstände finden konnte. Wurden ihm alle Schreibbewegungen, sei es mit den Händen oder den Füßen oder der Zunge unmöglich gemacht, so konnte er absolut das betreffende Wort nicht finden. Sommer stellte nun folgenden Versuch an. Es wurden Voit je zwei Bilder von Gegenständen gezeigt mit der Frage, ob sich beide unter einen Namen bringen liessen. Wenn man ihn nicht fesselte, so fand er jedesmal schreibend

¹⁾ Der Ursprung der Sprache. 1877, S. 339 ff. — ²⁾ Natürliche Religion, übers. v. Ph. Schneider. 1890, S. 338 f.

rasch den nächst höheren Begriff zu den gesehenen Gegenständen. Nun wurde er gehemmt und war dann niemals imstande, das zusammenfassende Wort zu den beiden Gegenständen zu finden, während er dasselbe in graphischer Freiheit schnell erfasst hatte. Ob er das Wort innerlich wüsste, liess man ihn mit Nicken oder Schütteln des Kopfes beantworten. Stets kam die verneinende Geberde, wenn man ihn graphisch gefesselt hatte. Dennoch fasste er die beiden Gegenstände begrifflich zusammen, bevor er das zusammenfassende Wort gefunden. Man legte ihm z. B. zwei Gegenstände vor, etwa eine Guitarre und eine Trompete, eine Gabel und ein Messer, eine Laterne und eine Lampe. Gefragt, ob er das Wort wisse, welches sie zusammenfasse, schüttelt er mit dem Kopfe. Gefragt, ob sie zusammengehören, nickt er lebhaft. Er begreift sie also wirklich zusammen, ohne das allgemeine Wort zu wissen. Dasselbe nennt er erst nach der Entfesselung: Musikinstrumente, Besteck, Licht¹⁾.

Dazu bemerkt A. Pick: „Wenn M. Müller Denken ohne Sprechen leugnet, so beweist Voit's ‚wortloses Begreifen‘ mehr als ganze Bände voll theoretischer Discussionen“²⁾.

Einen weiteren exacten Beweis für die Priorität des Gedankens gegenüber seinem sprachlichen Ausdrucke liefert das Selbstbekenntniss eines Taubstummen, das Will. James in der ‚Philosophical Review‘³⁾ mittheilt. Th. d'Estrella, taubstummer Zeichenlehrer aus Californien, berichtet von dem ziemlich reichen Gedankenkreise seiner Jugend schon vor dem Erlernen der Zeichensprache. Das Erscheinen des Sonnenballs und sein Verschwinden war ihm räthselhaft. Das Ballspiel brachte ihn auf den Gedanken, es müsste ein starker Mann hinter den Bergen jeden Morgen den Feuerball hoch in den Himmel schleudern und am Abend ihn wieder auffangen. Es bildete sich in ihm die Vorstellung eines mächtigen Wesens, dessen Tabaksrauch ihm die Wolken, sein Athem den Nebel erklärte. Auch sittliche Vorstellungen fehlten ihm nicht. Er stahl anfangs viel; einmal so viel, dass ihm die Bürde zu schwer wurde. Die Grösse seiner Schuld machte auf ihn einen solchen Eindruck, dass er fortan den Diebstahl verabscheute.

Aber Müller beruft sich auf die allgemeine Ueberzeugung der Menschen:

„Sollte noch irgend ein Zweifel darüber bei Ihnen bestehen bleiben, dass wirkliches Denken ohne Sprache unmöglich sei, so fragen Sie sich selbst, was Sie meinen, wenn Sie einen Fremden, der lange Zeit in England gelebt hat, fragen, ob er auf deutsch oder englisch denke. Was würden Sie sagen, wenn

¹⁾ Zeitschr. für Psychologie u. Physiologie d. Sinnesorgane. 2. Bd., S. 160 ff.
 — ²⁾ Ebd. 3. Bd., S. 54. — ³⁾ Jahrg. 1892, S. 613—624: „Thought before languages: a deaf-mutes recollections“. Ein Auszug findet sich in ‚Zeitschrift für Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane‘. 5. Bd. 1893. S. 414.

er antwortete: In keiner von beiden Sprachen? Sie würden ihn, glaube ich, für einen Narren halten, und zwar mit Recht⁴.

Allerdings denkt regelrecht der Deutsche deutsch, der Engländer englisch, aber dies nicht immer, und nicht mit innerer Nothwendigkeit.

Doch Müller ist nicht verlegen, die innere Nothwendigkeit dieses Zusammenhanges nachzuweisen:

„Die Annahme, von der die meisten Philosophen ausgehen, dass wir zuerst über eine Armee nackter Begriffe zu commandiren hätten, die wir erst in der Folge in Wortuniformen einkleideten, ist unmöglich und zwar aus zwei sehr einfachen Gründen: erstens weil es kein Magazin gibt, das diese Wortuniformen liefern könnte, und zweitens weil wir es nie mit nackten Begriffen zu thun haben, oder um es noch stärker auszudrücken, weil wir niemals einem Kaninchen ohne Fell, einer Auster ohne Schale begegnen. Der Grund, weshalb wirkliches Denken ohne Sprache unmöglich ist, ist sehr einfach. Was wir Sprache nennen, ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, Denken + Laut, sondern was wir Denken nennen, ist Sprache *minus* Laut“¹⁾.

Damit ist aber offenbar kein Beweis gegeben, sondern nur die alte Behauptung in anderen, bildlichen Ausdrücken wiederholt. Die Worte werden nicht aus einem Magazin fertig geholt, sondern die Stimmwerkzeuge liefern sie dem Denken nach Bedarf. Ist übrigens eine Sprache bereits gebildet und erlernt, so kann man auch sagen, die Worte seien in dem reichhaltigen Magazin des Gedächtnisses, freilich zusammen mit den Begriffen, aufgespeichert. Aber manchmal reproducirt das Gedächtniss. bloß den Begriff, manchmal bloß das Wort: ein deutlicher Beweis, dass sie auch in diesem Magazin nicht untrennbar verbunden sind.

Mittheilungen sind, so fährt Müller fort, freilich ohne Sprache möglich: manche Wilden sprechen durch Geberden, auch Thiere, wie Ameisen, machen einander Mittheilungen, aber das geschieht ohne Denken; darum fehlt hier die eigentliche Sprache.

Was den ersten Ursprung der Sprache anlangt, so wird im Lichte der Sprachforschung kaum mehr von Jemanden die Bauwau- oder Puhpuh- oder Yoheho-Theorie in ihrer rohen Form vertreten. Niemand will mehr einfach durch Thiernachahmung, durch Interjectionen, durch die das Thun des Urmenschen begleitenden Schreie das Wesen der Sprache erklären. Es hat sich nämlich herausgestellt, dass der ganze grosse Sprachschatz (das neueste Englische Wörterbuch enthält 250 000 Wörter) im Sanskrit auf ungefähr 800 Wurzeln

¹⁾ A. a. O. S. 340 f.

reducirt werden kann. Diese setzen aber nur 121 Wurzelbegriffe voraus. „Mittels dieser 121 Wurzelbegriffe lässt sich jeder Gedanke, der ein Menschengehirn durchzogen hat, ausdrücken und ist ausgedrückt worden“. Dies ist eine Thatsache, die ebenso feststeht als die 70 Elemente der Chemie. Diese Wurzeln bezeichnen aber durchgehends gemeinsame menschliche Thätigkeiten: schlagen, reiben, stossen, brennen usw., „wie sie von den Menschen auf der frühesten Stufe des socialen Lebens verrichtet wurden“. Man darf es also als feststehende Thatsache ansehen, „dass mit Ausnahme einiger wenigen onomatopoietischen Reste unsere Worte der Hauptsache nach begrifflich sind, dass sie von begrifflichen Wurzeln abstammen“.

Darum ist die Frage nicht zu stellen, wie sie die theoretischen Philosophen immer gestellt: Woher unsere Begriffe? sondern: Woher unsere Worte?

„Die s. g. Wurzeln verrathen uns das Geheimniss. Sie bedeuten fast alle gemeinsame urmenschliche Thätigkeiten. Bevor der Mensch sich noch irgend eines Objectes als Object bewusst wird, muss er sich seiner eigenen Thätigkeit bewusst werden. Da sich diese Thätigkeiten meist wiederholten und von längerer Dauer waren, so wurde er sich, ohne dass es besonderer Anstrengung bedurfte, seiner zahlreichen oder wiederholten Thätigkeiten als einer einzigen Handlung bewusst. Und hier haben wir den Ursprung der ältesten, und wie ich hinzufügen kann, der ersten und unvermeidlichen Begriffe. . . . Hier wird nun mit einem Male der Vorzug der Theorie, die ich in Zukunft die synergastische nennen werde, klar werden. Wenn die Menschen, wie wir wissen, auf einer niederen Stufe die meisten ihrer gemeinsamen Thätigkeiten mit Lauten begleiten, dann ist dieser *clamor concomitans* nicht das Zeichen für eine einzelne Thätigkeit, sondern der unzertrennliche Begleiter und der stehende Ausdruck unseres Bewusstseins, dass die vielfach sich wiederholenden einzelnen Ausübungen einer Thätigkeit zusammen ein Ganzes, eine einheitliche Handlung bilden. Hier sehen wir das erste Aufleuchten des begrifflichen Denkens“.

Dagegen ist aber Verschiedenes zu bemerken. Sehr wahr ist, was Müller so nachdrücklich hervorhebt, dass mit der Auffindung der ursprünglichen Begriffswurzeln jene alten Sprachtheorien gründlich widerlegt sind, welche die ersten Laute als Ausdruck eines sinnlichen Gefühles, einer concreten sinnlichen Wahrnehmung fassten: die wirklichen Wurzeln bezeichnen allgemeine Verstandesbegriffe. Aber seine eigene Theorie wird durch diese Entdeckung nicht bestätigt. Im Gegentheil, seine Darlegung des Ursprungs der Begriffe und Worte stösst seinen fundamentalen Satz vom Denken in Worten geradezu um. Denn der *clamor concomitans* wird dadurch zu einem Worte, dass der Mensch den Laut als Ausdruck eines Allgemeinbegriffes

anwendet. Entweder nämlich begleitet der Urmensch sein Thun lediglich instinctiv mit einer einzelnen Thätigkeit, oder er will die Gemeinsamkeit, Einheitlichkeit seines Thuns, das ihm, wie Müller behauptet, hier zuerst zum Bewusstsein kommt, damit ausdrücken.

Im ersteren Falle haben wir die verpönte Yoheho-Theorie, im zweiten geht der Begriff dem Laut voraus: denn es soll ja das Bewusstsein der einheitlichen, wiederholten Thätigkeiten, d. h. ein Begriff zum Ausdruck kommen. Also machen nicht die Worte Begriffe, sondern setzen dieselben voraus. Und somit bleibt auch für Müller nichts anderes übrig, als mit den Philosophen die von ihm verspottete „Fähigkeit“, allgemeine Begriffe zu bilden, anzunehmen.

Ob nun diese Fähigkeit, nämlich die Vernunft, zuerst die Uebereinstimmung mehrerer äusseren Objecte, z. B. der Milch, des Schnees, der Kreide im Weiss erfasst, oder wie er behauptet, mehrerer subjectiven Thätigkeiten, ändert an der Sache nichts. Immerhin hat erstere Annahme die allgemeine Thatsache für sich, dass unser Erkennen zu allererst auf das Objective gerichtet ist und erst nachträglich auf subjective Zustände und Thätigkeiten reflectirt.

Als besonders triftiger Beweis für die von Müller behauptete Reihenfolge der Erkenntniss oder doch der Benennung könnte das grammatische Geschlecht gelten: Die Sprache behandelt gerade so wie die Menschen die Naturdinge männlich und weiblich, er hat also seine eigenen Verhältnisse sprachlich auf die Aussendinge übertragen, also doch jene zuerst erfasst und benannt.

Aber darin liegt blos der Drang zu Anthropomorphismus und Personification ausgesprochen: über ursprüngliches Verfahren lässt sich daraus nicht das Mindeste erschliessen, weil das grammatische Geschlecht eine sehr späte Entwicklungsstufe der Sprache darstellt. In den isolirenden Sprachen kommt es noch gar nicht vor, und selbst in den flectirenden ist es, wie M. Müller selbst erklärt, erst nachträglich ausgebildet worden.

„Wir müssen uns daran erinnern, dass es auch in den geschlechtsbezeichnenden Sprachen eine Periode gab, wo diese Geschlechtsbezeichnung noch nicht vorhanden war. In den arischen Sprachen z. B. sind einige der ältesten Worte geschlechtslos. *Pater* ist kein Masculinum, *mater* kein Femininum im grammatischen Sinne des Wortes . . . Sobald *puella* für Mädchen gebraucht wurde, wurde *puer*, das ursprünglich sowohl Knabe als Mädchen bedeutete, auf die Bedeutung Knabe beschränkt. . . Die Unterscheidung begann nicht damit, dass man die Masculina besonders kennzeichnete, sondern damit, dass man gewisse Ableitungssuffixe zur Bezeichnung der Femininen ausschied und reservirte“.

Wenn sich übrigens der Mensch auch anthropocentrisch in seinen Vorstellungen und sprachlichen Ausdrücken fasst, so folgt daraus nicht, dass die Thätigkeiten des Menschen früher als deren Objecte gedacht und benannt worden sind.

Der *clamor concomitans*, den Noirée und Müller so selbstverständlich finden, bietet auch ein unerklärliches Geheimniss. Hat derselbe bloß Bedeutung für den Schreienden, oder will er Anderen etwas sagen? Ersteres ist gegen das Wesen der Sprache, die, wie wir gegen Steinthal bemerkten¹⁾, ihrer ganzen Natur nach Mittheilung ist. Also für Andere, oder wenigstens auch für Andere ist der Sprachschrei. Das heisst aber nichts anderes als der Mensch will Anderen durch einen Laut einen Allgemeinbegriff mittheilen. Also wieder: die Vernunft schafft die Worte, nicht die Worte die Vernunft.

Es lässt sich aber auch nicht einmal die Existenz eines solchen Sprachschreies mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit behaupten. Welcher ernste Mensch begleitet seine Thätigkeiten mit Schreien oder Worten, welche die Thätigkeiten bezeichnen? Man würde einen solchen für geistesgestört halten. Und der noch sprachlose, stumme Mensch sollte sich zum *clamor concomitans* gedrungen fühlen!

Doch sucht uns Müller den ganzen Vorgang handgreiflich darzulegen.

„Zuerst mögen alle Laute nur mit Handlungen verbunden gewesen sein. *Mar* z. B. hat vielleicht die Handlung des Reibens, Steinpolirens, Waffenschärfens ohne weitere Absicht begleitet, ohne irgend einen Gedanken, den Sprecher oder Andere an etwas zu erinnern. Bald aber wurde dieser Laut *mar* eine Andeutung des Vaters, dass er selbst daran gehe, einige Steinwaffen abzureiben und zu poliren. Und weiter begann es, mit einer gewissen unmissverständlichen Betonung gesprochen und von gewissen Handbewegungen begleitet, als eine klare Andeutung zu dienen, dass der Vater wünschte, dass seine Kinder und Knechte nicht unthätig seien, während er arbeitete. *Mar* wurde, was wir einen Imperativ nennen. Es war völlig verständlich, weil es nach unserer Annahme anfänglich nicht von einer Person allein, sondern von mehreren gebraucht wurde, als sie zu gemeinsamer Beschäftigung vereinigt waren. Nach einiger Zeit aber wurde ein Schritt weiter gethan. *Mar* wurde nicht allein als Imperativ nützlich gefunden, der vom Sprechenden gemeinsam an sich und Andere gerichtet wurde (*mar*, arbeiten wir), sondern wenn es für nöthig befunden wurde, Steine, welche geglättet werden sollten, von einem Platze an einen anderen, von der Meeresküste in eine Höhle, von einer Kalkgrube zu einer Bienenstockhütte zu schaffen, dann genügte *mar* nicht allein, die Steine zu bezeichnen, welche zur Glättung und Schärfung zusammengebracht waren, sondern gleicherweise die Steine, welche zum Behauen, Schärfen, Glätten gebraucht wurden. Auf diese Weise

¹⁾ Ob. S. 35 ff.

konnte *mar* ein Ausdruck des Befehls werden, der nicht mehr auf die Handlung eingeschränkt war, sondern sich deutlich auf die verschiedenen Gegenstände der Thätigkeit bezog^a.

„Diese Ausdehnung der Bedeutung eines solchen Lautes wie *mar* musste indes zugleich Verwirrung hervorrufen; und das Innwerden der Verwirrung musste wiederum das Verlangen nach einem Mittel, ihr entgegenzuwirken, wachrufen. Wenn man die Nothwendigkeit fühlte, zwischen *mar* ‚wir wollen unsere Steine schleifen‘ und *mar* ‚jetzt Steine her zum Schleifen‘ zu unterscheiden, so konnte ihr auf verschiedene Weise Genüge geschehen. Der einfachste und zuerst sich darbietende Weg war, einen Wechsel des Accents, einen abweichenden Ton der Stimme eintreten zu lassen. Das sehen wir am besten in chinesischen und anderen einsilbigen Sprachen, in denen derselbe Laut, je nachdem er in einem anderen Tone ausgesprochen wird, verschiedene Bedeutung annimmt. Ein anderes gleicherweise natürliches Auskunftsmittel war, demonstrative oder deutende Zeichen zu gebrauchen, welche gemeiniglich Pronominalwurzeln genannt werden, und sie mit Lauten wie *mar* zu verbinden, um z. B. zwischen ‚schleifen hier‘, was etwa den schleifenden Mann, und ‚schleifen da‘, was den Stein, der geschliffen wird, bedeuten mochte, zu unterscheiden. Das kann als ein sehr einfaches Verfahren erscheinen, und doch war es dieses Verfahren, welches den Menschen zuerst einen Unterschied zwischen Subject und Object zum Bewusstsein brachte¹⁾“.

Gründlicher als es hier Müller thut, kann doch Niemand sich selbst widerlegen. Die Sprache soll die Vernunft erzeugen, und doch hat der Mensch, der zu sprechen anfangen will, schon einen Haushalt mit Knechten, er hat eine Wohnung, er schleift Steine zu Waffen, er holt sie von der Meeresküste, er wird sich der Mehrdeutigkeit eines Wortes inne, er hilft derselben durch Betonung ab, oder gar durch Pronomina, er überträgt ein Wort vom Handeln auf dessen Object usw. Dies alles setzt ja doch auf's entschiedenste die Vernunft voraus.

Das Hauptergebniss der vergleichenden Sprachforschung, wie es auch Müller betont, ist die Thatsache, dass sich alle Worte auf eine beschränkte Anzahl (einige hundert) von prädicativen Wurzeln und auf eine sehr geringe Zahl (ca. ein halbes Dutzend) Pronominalstämme zurückführen lassen. Die prädicativen Wurzeln benennen die Gegenstände nach Thätigkeiten oder Eigenschaften derselben. *Luna* (*luc-na*), der Leuchtende, *Mond* (*mensis μῆν*) der Messende; von derselben Wurzel *man* kommt auch *Mensch*, *Mann* (Sansk. *manu*), der Denkende; Hebr. *hamor* (Esel), arab. *ašqar* (Fuchs), der Rothe; arab. *laban* (Milch), hebr. *lebânâ* (Mond), *lebênâ* (Ziegel), das Weisse, *equus ἵππος* (*ἵππος*) Sanskr. *açva*, das Schnelle (*ἄκρως*, *acer*) usw. Wer aber einen Gegenstand nach seinen Eigenschaften benennt, der unterscheidet Gegenstand

¹⁾ A. a. O. S. 211 ff.

und Eigenschaft, der abstrahirt die Eigenschaft von ihrem Subjecte, der fasst die Eigenschaft durch einen allgemeinen Begriff auf. Wer aber unterscheidet, wer abstrahirt, allgemeine Begriffe bildet, der muss bereits *rationalis*, nicht erst *rationabilis* sein, wie Müller meint.

Die Pronominalstämme unterscheiden zum mindesten drei Personen, im Indogerm. *ma* für *ich*, *sa* für *du*, *ta* für *er*. Wer solche Pronomina gebraucht, unterscheidet also von seinem Ich fremde Personen und Gegenstände, er unterscheidet auch die Dinge und Personen unter sich. Dies setzt aber Selbstbewusstsein, Vernunftthätigkeit voraus.

Es lehrt also das interessanteste Resultat der Sprachforschung, dass die ersten Worte, welche der Mensch gebrauchte, Zeichen für Vernunftbegriffe waren. So wird M. Müller von seiner eigenen Wissenschaft und gerade von dem Punkte derselben, den er selbst in ein so helles Licht gestellt hat, in Betreff des evolutionistischen Ursprungs der Sprache widerlegt.

VIII. Kann sich der Mensch die Sprache selbst schaffen?

Wenn man die hier gestellte Frage in ihrer ganzen Allgemeinheit und Unbestimmtheit fasst, so kann man dieselbe ohne weiteres mit Ja beantworten. Die Lösung wird erst schwieriger, wenn man eine Sprache von der Beschaffenheit der jetzt gesprochenen oder bereits ausgestorbenen des Alterthums in's Auge fasst. Dass die wirklichen lebenden und todtten Sprachen mit ihrem kunstreichen Bau auf einmal oder auch nach und nach vom Menschen und zwar von rohen Urmenschen, wie sie die Darwinisten annehmen, sollte geschaffen worden sein, ist äusserst ungläublich. Aber die Auffindung irgend eines Verständigungsmittels unter vernünftigen Wesen ist nicht nur möglich, sondern, wie wir an den Taubstummen sehen, welche die Sprache nicht von Anderen lernen können, thatsächlich vorhanden. Wie aber durch sichtbare Geberden, so können auch Laute, Worte mit Zuhülfenahme von erklärenden Geberden zu einem Mittel des menschlichen Verkehres gebraucht werden.

A. Schon Kinder bilden sich eine Sprache.

Dies ist wieder keine blose Möglichkeit, sondern es werden verschiedene Fälle berichtet, in denen Kinder sich selbst ihre Sprache gebildet haben. Bei Giesswein wird folgender Bericht des Dr. Hun in dem *Monthly Journal of psychological medicine* 1868 mitgetheilt.

„Es handelt sich um ein Mädchen von 4 $\frac{1}{2}$ Jahren aus Albany; das Kind war lebhaft, klug und gesund. Als sie zwei Jahre alt war, bemerkte man, dass sie im Sprechen zurück war und nur Papa und Mama sagte. Darauf fing sie an, nur Wörter eigener Erfindung zu gebrauchen; obgleich sie leicht und gut verstand, was man ihr sagte, so wandte sie doch die Wörter nicht an, welche ihre Umgebung gebrauchte. Sie hatte einen Bruder, der achtzehn Monate jünger war als sie; dieser lernte ihre Sprache und sie plauderten viel miteinander. Der Knabe aber sprach in der Schwestersprache nur mit ihr; mit der Mutter dagegen sprach er englisch, wie eben seine Eltern, auch die Dienerschaft, namentlich die Ammen, englisch ohne irgend welche Besonderheit sprachen, und das Mädchen hatte sogar weniger als sonst üblich ist, von Baby-Sprache gehört.“

Abwandlungen kamen in dieser Sprache, von welcher Dr. Hun ein Vocabular verfasst hat, nicht vor, aber die von uns oben als bei der Sprachbildung so wichtig bezeichnete Uebertragung findet sich stark ausgeprägt. So bedeutete *gummigar* Fleisch, Brod, Gemüse, Koch. *Papa* und *mama* wurden im gewöhnlichen Sinne gebraucht; aber *papa-mama* bedeutete Kirche, Gebetbuch, Kreuz, Priester, beten. *Gar odo* hiess: nach einem Pferde schicken. Da aber die Kinder sahen, dass der Vater einen Zettel schrieb, um den Wagen zu bestellen, so hiess *gar odo* auch Papier und Schreibstift¹⁾.

Aus eigener Erfahrung kann ich einen diesem ganz ähnlichen Fall anführen. Auf einem einsamen Gehöfte von nur zwei Familien in der Nähe meiner Heimath wuchsen zwei Knaben mit einander auf, von denen der eine geistig nicht normal beanlagt war. Die beiden Brüder bildeten sich eine Sprache, in der sie allein mit einander verkehrten. Ueber die einzelnen Worte und überhaupt die Entwicklung derselben kann ich leider nichts genaueres mehr feststellen, da die Knaben frühzeitig starben, und von der Familie kein Mitglied mehr befragt werden kann.

Aber wir brauchen uns gar nicht auf solche vereinzelte, immerhin abnorme Vorkommnisse zu berufen: die sprachbildende Fähigkeit und Thätigkeit lässt sich als regelmässige Erscheinung bei allen Kindern, welche noch nicht ihre Muttersprache erlernt haben, beobachten. Alle Kinder haben zuerst ihre eigenen Worte, die zwar meist nur Verstümmelungen der gehörten Worte, aber häufig genug selbständige Bildungen sind, die sie nicht von der Umgebung gelernt haben, sondern welcher sich die Umgebung anbequemte, um sich mit den Kindern zu verständigen. Systematische Untersuchungen haben über diesen Punkt zwei Forscher angestellt, in Frankreich H. Taine, in Deutsch-

¹⁾ Giesswein, Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft. S. 197 f.

land W. Preyer, welche beide die grosse Fruchtbarkeit der Kinder in der Bildung von eigenen Worten bezeugen. Ersterer kommt in seinem Werke: „Der Verstand“ zu folgendem Ergebnisse:

„Das Kind schreit und gebraucht seine Stimmorgane anfangs wie seine Gliedmassen, spontan und infolge eines Reflexes. Spontan und weil es an der Uebung Vergnügen findet, übt es sodann seine Stimmorgane, ebenso wie seine Gliedmassen, und erlangt den vollständigen Gebrauch derselben durch Versuche und Auswahl. Von unarticulirten Tönen geht es so zu articulirten über. Die mannigfache Modulation seiner Betonung zeugt von ebenso viel Zartheit des Eindruckes wie des Ausdruckes. Eben dieser Zartheit halber ist es allgemeiner Begriffe fähig. Wir helfen ihm nur, diese Begriffe zu erfassen, indem wir ihm unsere Worte eingeben. Es verbindet mit ihnen Begriffe, mit denen wir nicht rechnen, und verallgemeinert spontan, ausserhalb unserer Formen und über dieselben hinaus. Zuweilen erfindet es nicht blos den Sinn des Wortes, sondern auch das Wort selbst. Mehrere Vocabularien können in seinem Geist auf einander folgen, indem alte Worte verschwinden und durch neue ersetzt werden. Mehrere Bedeutungen eines und desselben festbleibenden Wortes können bei ihm auf einander folgen. Verschiedene von ihm erfundene Worte sind natürliche Stimmbewegungen. Im grossen Ganzen erlernt es die fertige Sprache wie ein wahrer Musiker den Contrapunkt, wie ein wahrer Dichter die Prosodie erlernt; wie ein Originalgenie, das sich einer, durch eine Reihe von Originalgenies Stück für Stück zusammengesetzten Form anpasst; wäre sie nicht vorhanden, so würde es entweder sie oder eine andere, äquivalente, allmählich erfinden“.

Damit ist doch handgreiflich die Fähigkeit des Kindes, sich Allgemeinbegriffe ohne Sprache zu bilden, ja die Fähigkeit, für die Begriffe die Worte zu finden, gegeben.

Damit stimmen auch die Beobachtungen von W. Preyer überein, der freilich die Worte des Kindes ausnahmslos als Onomatopöien fasst. Auch Taine bemerkte an seinem Töchterchen eine ausserordentliche Geschicklichkeit in der Schallnachahmung: dies beweist allerdings, dass bei der Sprachbildung die Onomatopöie eine vorzügliche Rolle spielt, wie das ja in der Natur der Sprache, als eines Verständigungsmittels durch das Ohr begründet ist; aber es ist rein unmöglich, alle Kinderlaute auf Nachahmung zurückzuführen. Preyer, der dies versucht, muss dabei sehr gekünstelte Umwege einschlagen.

Aus diesen Beobachtungen und Erwägungen ergibt sich somit der ganz evidente Schluss: Kinder, die noch sehr unvollkommen zu denken vermögen, können sich ein lautliches Verständigungsmittel, eine Sprache, bilden. Also noch weit eher Erwachsene mit entwickelter Vernunft.

Man könnte die Consequenz dieses Schlusses darum beanstanden, weil jene Schöpfungen der Kinder nur abgerissene Worte darstellen,

keine Abwandlungen aufweisen, also dem Hörer die Gedankenbeziehungen nicht ausdrücken, sondern nur ahnen lassen. Ein so rohes Verständigungsmittel kann man aber keine menschliche Sprache nennen.

Dieser Einwand ist aus doppeltem Grunde nichtig. Erstens, weil es überhaupt keine Sprache gibt, welche alle Gedankenverbindungen, Gedankennuancen, Gefühle, Stimmungen usw. auszudrücken imstande wäre, oder auszudrücken versuchte; einen grossen Theil dessen, was wir Anderen mittheilen wollen, können wir nicht in die Worte legen: wir setzen voraus, dass der Hörende das Fehlende ergänzt nach dem was in ihm selbst vorgeht. Der grosse Sprachforscher Whitney bemerkt, die Sprache sei unter allen Umständen „ein rohes und unvollständiges Mittel, Geister und Herzen in Verkehr zu setzen.“ Sehr reich ausgebildete Sprachen, wie die semitischen, bezeichnen die wichtigste aller Gedankenverbindungen, die Uebereinstimmung von Subject und Prädicat des Satzes durch kein besonderes Wort. Auch in den klassischen Sprachen wird nicht immer eine Copula gesetzt. Zweitens gibt es aber Sprachen, welche gerade so wie die Kindersprache auch keine Conjugation und keine Declination besitzen. So besonders das Chinesische, welches dennoch zum Ausdrucke abstractester Gedankenverbindungen und philosophischer Speculation gedient hat und dient. Da nun gerade aus dieser isolirenden Sprachgestaltung die agglutinirende und flectirende mit ihrem verwickelten Abwandlungssystem sich erst nach und nach gebildet hat, so brauchen wir für diesen Zweck dem Menschen blos die Fähigkeit zuzuschreiben, sich eine Sprache zu bilden, die noch ohne alle Abwandlung ist. Uebrigens ist es viel leichter, wenn einmal die Worte für die Gegenstände gegeben sind, eine Conjugation und Declination zur Bezeichnung von Gedankenbeziehungen zu erfinden, als das Grundmaterial der Sprache, die ursprünglichen Wurzeln, welche von Anderen verstanden werden sollen.

In der That finden wir bereits bei den Kindern einen Ansatz zu solcher Abwandlung, indem sie dabei dieselben einfachen und natürlichen Kunstgriffe anwenden, wie die fertigen Sprachen. So berichtet v. d. Gabelentz von einem Knaben, der sich in der Weise eine eigene Sprache schuf, dass er z. B. nach Art der semitischen Conjugation die Consonanten eines Wortes als das feste Gerüst nahm, und durch Vocalveränderung den Gedanken modificirte. Damit verband er eine besonders den Uralaltaischen Sprachen eigene Laut-

symbolik: er wählte nämlich die tieferen Vocale, um das Grosse, die höheren, um das Kleine zu bezeichnen. Einen gewöhnlichen Stuhl nannte er *lakeil*, einen grossen *lucul*, ein Puppenstühlchen *likill*. Alles Runde nannte er *m-m*. Mond und Teller *mem*, eine grosse Schüssel *mom* oder *mum*, seinen Vater im grossen Reisepelze nannte er nicht *papa* sondern *pu-pu*. Eine gewöhnliche Art der Pluralbildung in den fertigen Sprachen ist die Wiederholung des Wortes oder der Endung; nun jener Knabe nannte die Sterne *mim-mim-mim-mim* mit Wiederholung seiner Wurzel *mem*. Im Chinesischen muss vielfach die Stellung eines Wortes oder die Betonung über die Gedankenverbindung oder Nuancirung des Begriffes entscheiden. Dass aber gerade der Ausdruck der Stimme bei den Kindern sehr bezeichnend sei, wurde von Taine ausdrücklich bemerkt. Die Kinder des Dr. Hun gebrauchten ihr Wort *odo* so, dass es vor dem Object „wegnehmen“, nach demselben das Gegentheil „herschicken“ bedeutete. Die Wortverbindung *papa-mama* für Kirche ist der Anfang einer in den meisten Sprachen so vielfach angewandten Wortcombinationen zur Bezeichnung von neuen Begriffen oder Begriffsmodificationen.

Es bleibt also unser Schluss *a minori ad maius* bestehen: Kinder können eine Sprache bilden; also *a fortiori* zum Vernunftgebrauch gelangte Menschen. Können jene ein unvollkommenes Verkehrsvehikel ausbilden, dann reife Menschen ein vollkommeneres, welches denen sich annähert, welche jetzt noch unter den lebenden Sprachen im Gebrauch sind.

B. Urtheile von Fachmännern.

Es fehlt darum auch nicht an Forschern, welche, die menschliche Vernunft vorausgesetzt, auf Grund psychologischer Gesetze und allgemeiner Spracherscheinungen eine mehr oder minder befriedigende Erklärung der Sprachschöpfung gegeben haben¹⁾.

Nach Wundt soll die Sprache nicht aus Wahl wohl aber mit Willen gebildet worden sein. Dagegen verlangt Marty Auswahl der Lautzeichen (aber nicht mit berechnender Ueberlegung), wie wir es an Taubstummen sehen, welche nach Mitteln suchen, um sich zu verständigen. Die Sprache ist anfänglich nicht erfunden worden, aber durch mannigfaches Probiren namentlich von bevorzugten Individuen

¹⁾ S. A. Marty in seiner Schrift: „Ursprung der Sprache“ und in der oben erwähnten Abhandlung: „Ueber Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung“. Vgl. Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie. 1890, S. 53 ff.

nach und nach fortgebildet worden. Daraus darf aber nicht gefolgert werden, dass die Sprache nicht ein specifisch-menschliches Product sei; denn die Abstraction, welche sie fordert, fehlt den Thieren. Der abstracte Begriff geht nicht, wie Wundt meint, im Worte, als seinem Symbol, auf, sondern ist ein psychisches Gebilde.

Marty erläutert seine Auffassung durch Analogien:

„Bei der Bildung der Sprachlaute ging und geht es nicht anders, als bei der Bildung der musikalisch brauchbaren Stimmöne, bei Einübung der Griffe des Violinspielers und der geschickten Muskelactionen für jegliche feinere oder gröbere Arbeit der Hände. Nicht fertige Anschauungsreflexe, sondern das directe Wohlgefallen am Erfolge gewisser Bewegungen oder ihr Nutzen gibt unter verschiedenen Actionen, die sonst in gleicher Weise in den angeborenen motorischen Mechanismen prädisponirt sind, den einen ein entschiedenes Uebergewicht über andere. Indem das Interesse eine solche Action und Alles, was zu ihr gehört (wie die Muskelempfindungen u. dgl.), lebhaft begrüsst und unablässig zum Versuch antreibt, ist der erste Schritt gethan, um auch alle die Dispositionen zu begründen, durch welche nach und nach die Wiedererzeugung der wünschenswerthen Bewegung in die sichere Macht des Willens gegeben wird.“

„Ist aber so begreiflich geworden, wie der Einzelne dazu gelangt, überhaupt Lautäusserungen in gleichförmiger Weise zu wiederholen, wie kam die erste menschliche Gesellschaft dazu, dieselben Lautäusserungen und zugleich verhältnissmässig einfache, wie die, aus deren Combination der ganze Vorrath unserer Sprachzeichen aufgebaut ist, auszuwählen? . . . Auf Gleichförmigkeit der Aeusserungen bei den verschiedenen Individuen wirkte genügend das Interesse an der Verständigung hin“¹⁾.

Besonders eingehend hat sich neuestens von diesem Standpunkte aus K. Borinski²⁾ mit der Sprachbildung beschäftigt.

Phonetik ist demselben mehr als Sprachwissenschaft. Sie „gründet sich auf den von lebenden Wesen mit bestimmt bezeichnender Wirkung hervorgebrachten Schall. Es handelt sich also in einer phonetischen Wissenschaft um akustische Semantik. Und zwar — da eine solche zunächst nur einen Ausschnitt aus der allen Sinnen gemeinsamen natürlichen Zeichenvermittlung darstellt — um eine technisch bestimmte und darum eindeutige Verwendung der Schallbezeichnung, um die darauf angewandte Systematik“. Dieser weiten Fassung des Wortes entsprechend umfasst es nicht blos die Sprache, sondern auch den Gesang.

„Wir unterscheiden gegenwärtig zwei grosse Gebiete solcher phonetischen Systematik, das der melischen Phonetik (Musik), und das der articulirten Phonetik

¹⁾ A. a. O. S. 481 f. — ²⁾ Grundzüge des Systems der articulirten Phonetik. Zur Revision der Principien d. Sprachwissenschaft. Von Karl Borinski. Stuttgart, Göschen, 1891.

(Sprache) . . . Thatsächlich sind auch jene Gebiete, wie es historisch erweisbar ist, ursprünglich völlig oder mindestens nahezu eines gewesen, wie jetzt noch bei niedriger oder zurückgebliebener Cultur. . . . Von ihren elementaren, praktischen Vorstufen an als Sing- und Sprachlehre bis zu ihrer höchsten Erhebung in der Darlegung der in ihrem Vorwurf zur Geltung kommenden Systematik hat phonetische Wissenschaft in ihren beiden Zweigen dieselbe Aufgabe“.

Borinski wendet sich dann der Sprachphonetik zu und sucht deren Grundelement den articulirten Laut genauer zu bestimmen.

„Der Laut ist nicht etwa ein bloß physiologisch bedingtes Geräusch. Er ist kein thierischer und von Haus kein pathologischer Schrei. Der Vorzug des articulirten Lautes, den er mit dem Tone theilt, ist der, dass er für sich, bei allem Schwanken und Uebergehen der Betonung in der Auffassung der sich durch diese Articulation verständigenden Individuen, eine feste Stufe einnimmt, bezw. mehrere solcher Stufen bindet“.

Einen unbestimmten Vocal, wie ihn z. B. Lepsius suchte, gibt es nicht. Allerdings ist die Qualität der Stimmbewegung continuirlich, d. h. stetig übergehend und somit unbestimmt. „Dies aber ist Articulation, dass zwecks einer Bezeichnung Discretion in diese Continuität hineingebracht und demgemäss wahrgenommen und aufgefasst wird“. Wie aber ist diese Discretion bewerkstelligt worden? Drei Richtungen sind in der Beantwortung dieser Frage zu unterscheiden: die grammatische, welche die Laute nimmt, wie sie traditionell überkommen sind, die physiologische untersucht die Stellungen des Sprachapparates bei der Hervorbringung eines Lautes, die physikalische untersucht die Schwingungen, welche den Ton erzeugen. Nicht die Klangfarbe, auch nicht die Höhe oder Tiefe allein, sondern „erst die in der Schallwelle mitschwingenden Theilwellen, deren je nach der Natur des Schalles verschiedene vorherrschen, und die in unserer Auffassung unter einer einheitlichen Resultante subsumirt werden (Ohm'sches Gesetz): erst sie vermitteln der qualitativen Unterscheidung das auch in der Welt des Gehörs so merkwürdig spezifische Characteristicum“.

Sodann geht Borinski zu den Verhältnissen des Lautwandelns über, bei welchem er dem Accente die entscheidendste Rolle zuschreibt. „Denn der Accent, als eigentliches Lebensprincip der Sprache, ist ganz folgerichtig zugleich ihr destructives wie ihr constructives Element, und als solches tritt es dann, wie die Entwicklung gerade der Tempora und Modi zu belegen scheint, mitunter ganz greifbar in Wirksamkeit“. Wenn Andere beim Lautwandel vielmehr das Princip der Analogiebildung betonen, so bemerkt er, dass die Principien der lautlichen Analogie keine rein phonetischen, „keine

materiell lautbestimmenden und lautverändernden Factoren sind, sondern solche, aus denen Phonetik überhaupt erst folgt; keine Grundbedingungen des Bezeichnungsmaterials, sondern der Bezeichnung selber, morphologische (architektonischè) Principien der Sprachbildung“.

Diese phonetische Architektur hat sich bei verschiedenen Völkern verschieden entwickelt und zwar in der Musik ganz parallel mit den aufsteigenden Sprachstufen. „Wir benennen sie daher mit gemeinsamer Terminologie, der functionellen Sonderung des psychischen Vorgangs entsprechend, 1) die individualisirende (= isolirende), 2) schematisirende (= agglutinirende), 3) organisirende (= flectirende) und 4) generalisirende (= allgemein analogisirende) Stufe“.

Die letzte und wichtigste Frage der Sprachwissenschaft ist nun die über den Ursprung der Sprache. Folgendes sind im Anschluss an obige Auseinandersetzungen die Grundgedanken Borinski's. Das Alterthum hat viel tiefer in dieser Frage gesehen, als unsere Zeit; es war ihm klar, dass Sprachbildung im weitesten Sinne ein dichterisches Vermögen, dass der Einzelne, der Dichter, der eigentliche Sprachschöpfer sei.

Wir bedürfen nicht des Darwinismus, weder der Physiologie noch sonst einer Naturwissenschaft, sondern der Philologe möge nur Poëtik und Rhetorik studiren. Wenn man statt der unfruchtbaren Streitigkeiten über nominale oder verbale Grundbildung, statt der thierischen Interjectionstheorie und der kindischen Onomatopoesie sich lieber in das Wesen poetischer Figuren-, Formen- und Stillehre versenken wollte; wenn man einmal gründlich und methodisch den inneren Normen in Wechselwirkung mit den äusseren Einflüssen nachzugehen versucht, die den Wortgebrauch auf allen Gebieten, bei allen Völkern, zu allen Zeiten bestimmen, wenn man syntaktische Analysen aber systematisch im psychologischen und ästhetischen Sinne anstellte, welche Vers und Prosa, die Motive individueller Willkür und die Effecte künstlerischer Norm gleichmässig berücksichtigen, so würde man bei systematischem Zusammenwirken der Forscher zu der überraschenden Erkenntniss gelangen, „dass es dieselben Momente sind, die der Schöpfung des Wortes wie seiner künstlerischen Verwendung zu Grunde liegen, dass der Ursprung der Sprache zu allen Zeiten vor uns liegt in den Schöpfungen der Poesie. Man würde erkennen, was „das Wort im Anfange“ nicht etwa war, sondern noch immer ist, keine mystische Botschaft, herabgesandt aus höherer Welt, kein

thierischer Schrei, gemodelt am Gängelband physiologischer Mechanik, sondern freie Schöpfung, *ποίησις*, des Menschen. Ja, das Wort ist thatsächlich nichts anderes und kann nothwendiger Weise gar nichts anderes sein, als das uns gerade aus den Urzeiten der Poesie, nicht zufälliger Weise, so wohlbekannte »stehende Epitheton«, bezw. die stehende Periphrasis, und alle seine Wandlungen sind zu erklären aus den beiden absoluten d. i. stetig wirksamen geistigen Factoren, die in der Bestimmung und Veränderung der Künste und mit ihnen aller Cultur beständig sich die Wage halten: dem absoluten Streben nach Verdeutlichung (Differenzirungsbestreben) und dem ebenso absoluten Streben nach Einheit in der Bezeichnung (Ausgleichsbestreben)«.

Diese auf den höchsten Höhen der Sprachwissenschaft sich bewegenden Ausführungen bekunden eine ausserordentliche Vertrautheit mit dem unermesslichen Gebiete dieser Wissenschaft und enthalten darum manche trefflichen Gedanken, müssen aber wegen ihrer abstracten Allgemeinheit nicht bloß weiteren Kreisen unzugänglich bleiben, sondern werden auch auf die concrete Forschung wohl wenig Einfluss zu üben vermögen. Dabei bleibt der Grundgedanke, dass die Sprachbildung poetisches Schaffen sei, immerhin sehr bedenklich; denn etwas ganz anderes ist es doch, das bereits gegebene Sprachmaterial zu verarbeiten, und wesentlich etwas anderes, es zu schaffen.

C. Lösung der Frage auf theistisch-christlichem Standpunkte.

Dem christlichen Philosophen ist die Lösung des Problems dadurch sehr erleichtert, dass es für ihn sich unter den einfachsten und dennoch maasgebendsten Bedingungen darstellt. Er weiss, dass der Mensch sich nicht aus dem Thierreich entwickeln kann, sondern, zum mindesten seiner Seele nach, unmittelbar vom Schöpfer in's Dasein gesetzt worden. Er ist ferner überzeugt, dass ein allweiser und allgütiger Gott sein vernünftiges Geschöpf in solche Verhältnisse setzen und so ausstatten muss, dass es seine göttliche Bestimmung zu erfüllen vermag. Für uns ist jetzt die Erziehung das gottgeordnete Mittel, uns in den Stand zu setzen, menschliches Leben zu führen und unser Ziel zu erreichen. Dem ersten Menschen musste die Erziehung durch unmittelbare göttliche Ausstattung und Leitung ersetzt werden. Gott selbst musste sein Lehrer und Erzieher sein. Es lässt sich aber er-

warten, dass unter einem solchen Lehrmeister und Erzieher die Geisteskräfte des Menschen eine weit höhere Ausbildung erlangten, als wir sie durch Lernen von unseren Erziehern uns aneignen. Da der erste Mensch als Stammvater zugleich der natürliche Erzieher und Lehrer seiner Nachkommen, also der Menschheit überhaupt war, so muss er auch reichlicher beanlagt und sorgfältiger erzogen worden sein, als dies bei uns Durchschnittsmenschen der Fall ist.

Diese Erwägungen werden denn auch durch die Offenbarung vollauf bestätigt und dahin ergänzt, dass wir uns die ersten Menschen als mit hohem Wissen und mit voller geistiger Harmonie und in den glücklichsten äusseren Verhältnissen vorzustellen haben. Wir haben nur zwei Menschen, eigens für einander geschaffen, deren Ehe recht eigentlich im Himmel geschlossen war. Damit haben wir die einfachsten und günstigsten Verhältnisse für eine Sprachbildung.

Auf so zart angelegte Naturen musste jeder neue Gegenstand, jedes neue Ereigniss einen entsprechenden Eindruck machen. Und ihnen war ja alles neu; sie fühlten das Schöne, Herrliche der sie umgebenden Welt mit sinniger Lebhaftigkeit. Ihr harmonisch angelegtes Gemüth reagirte, wie ein wohlgestimmtes Instrument auf jeden ihm entsprechenden Luftstoss, in charakteristischer Weise auf die sich darbietenden Eindrücke, und gab der Stimmung auch den entsprechendsten Ausdruck, vor allem natürlich durch Laute, an die Hand. Hatten die Eindrücke schon an und für sich einen lautlichen Charakter, so war die Harmonie derselben mit den Sprachlauten noch natürlicher (Onomatopöie). Nun bestand aber zwischen jenen zwei Seelen eine so innige Lebensgemeinschaft, wie sie in späteren ehelichen Verbindungen kaum hergestellt werden kann. Und doch kann sich auch hier die Frau so in den Mann hineinleben, dass sie jeden seiner Winke versteht, dass er nur eine Geberde zu machen, ein unvollständiges Wort zu sprechen braucht, und sie erräth Alles. Dies war nun bei unseren Stammeltern in unvergleichlich höherem Grade, nicht durch Gewöhnung, sondern durch die von Gott verliehene Seelenharmonie zweier von ihm unmittelbar für einander geschaffenen Ehegatten der Fall. Es musste also schon jeder Gegenstand auf beide nahezu denselben Eindruck machen, sie mussten dem Eindruck auf ähnliche, nämlich charakteristische Weise Ausdruck geben.

Somit bedurfte es kaum einer Erklärung, wenn fortan ein bestimmter Laut zum Ausdrucke eines Dinges, eines Geschehens angewandt wurde; er wurde vom anderen sofort verstanden. Wenn

Marty den Vorgang von Genies verlangt, um Lautgeberden die Herrschaft zu sichern, so haben wir dies im vollsten Sinne erfüllt: dem Mann wird natürlich die Initiative bei der Lautbildung zugefallen sein, dem Weibe das ihr so natürliche Eingehen auf die Anordnung des Mannes, das Verstehen der Aeusserungen desselben. Freilich sind Sprachbildungen durch das Weib nicht ausgeschlossen; dieselben mögen auch nicht immer mit den parallelen des Mannes identisch gewesen sein; ja ein und dasselbe Ereigniss wird das zweite und dritte Mal auf sie nicht den ganz gleichen Eindruck wie früher gemacht, also später auch einen anderen Ausdruck erhalten haben. Damit wurde die von Marty geforderte Auswahl und Fixirung durch Gewohnheit nothwendig; freilich nicht in dem Maasse, wie es bei Menschen von gewöhnlichem Schlage der Fall sein müsste. Ihr Gedächtniss war so getreu, der Kreis ihrer Wahrnehmungen und Vorstellungen anfangs so einfach, dass sich ein kleiner Wortschatz für den nächsten Verkehr sehr schnell ausbilden konnte. Selbst unsere jetzigen wortreichen Sprachen lassen sich auf einige hundert prädicative und ein halbes Dutzend Pronominalwurzeln zurückführen.

Nun konnte die von Borinski und Gerber so betonte Thätigkeit der Uebertragung ihr Geschäft beginnen und zwar erfolgreicher als beim genialsten Dichter. Die Analogien zwischen seelischen Empfindungen und äusseren Dingen, zwischen Laut und Empfindung, zwischen dem Ton und den übrigen Sinnesgebieten, der innere Zusammenhang zwischen den Naturgegenständen unter sich und mit dem Menschen, die Darstellung des Geistigen, Göttlichen im Sinnlichen usw., alles dies stand in voller Klarheit vor den Augen unserer geistig und körperlich bevorzugten Stammeltern. Damit war aber ein unübersehbares Feld für die Erweiterung, Vervollkommnung und Ausbildung der Sprache eröffnet.

In diesem Lichte betrachtet erscheint die Sprachbildung durch die ersten Menschen eine ganz selbstverständliche Sache. Ihnen war es nicht nur möglich, eine Sprache von der höchsten Entwicklung, wie sie z. B. einige Zweige der flectirenden semitischen und indogermanischen Sprachstämme so vollendet aufweisen, sondern eine mustergiltige Weltsprache, welche mit den einfachsten und naturgemässesten Mitteln sich ein durchsichtiges und adäquates Mittel geistigen Verkehrs herstellt, zu bilden.

Ob sie wirklich zu dieser höchsten Sprachstufe fortgeschritten, oder ob die Katastrophe, welche die Sünde über sie und die Mensch-

heit brachte, störend dazwischentrat, mag dahingestellt bleiben. Wenn der erste Mensch auch nur zu jener isolirenden Stufe, welche jetzt noch das Chinesische zeigt, gelangt wäre, hätte er damit das Meisterwerk einer Sprache geschaffen.

Man sieht, unsere Erklärung der Sprachbildung trägt allen von den Sprachforschern und Philosophen geltend gemachten Factoren Rechnung: der Theorie vom instinctiven Sprachtrieb wie der freien Sprachbildung, dem Nativismus wie dem Empirismus, der Interjections- wie der Onomatopöie-Hypothese; auf unserem theistischen Standpunkte treten diese Factoren erst in ihre rechte Beleuchtung und erweisen sich erst so als wirkliche Sprachschöpfungskräfte.